

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 5 (1929-1930)
Heft: 4

Artikel: Rien ne va plus
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065122>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

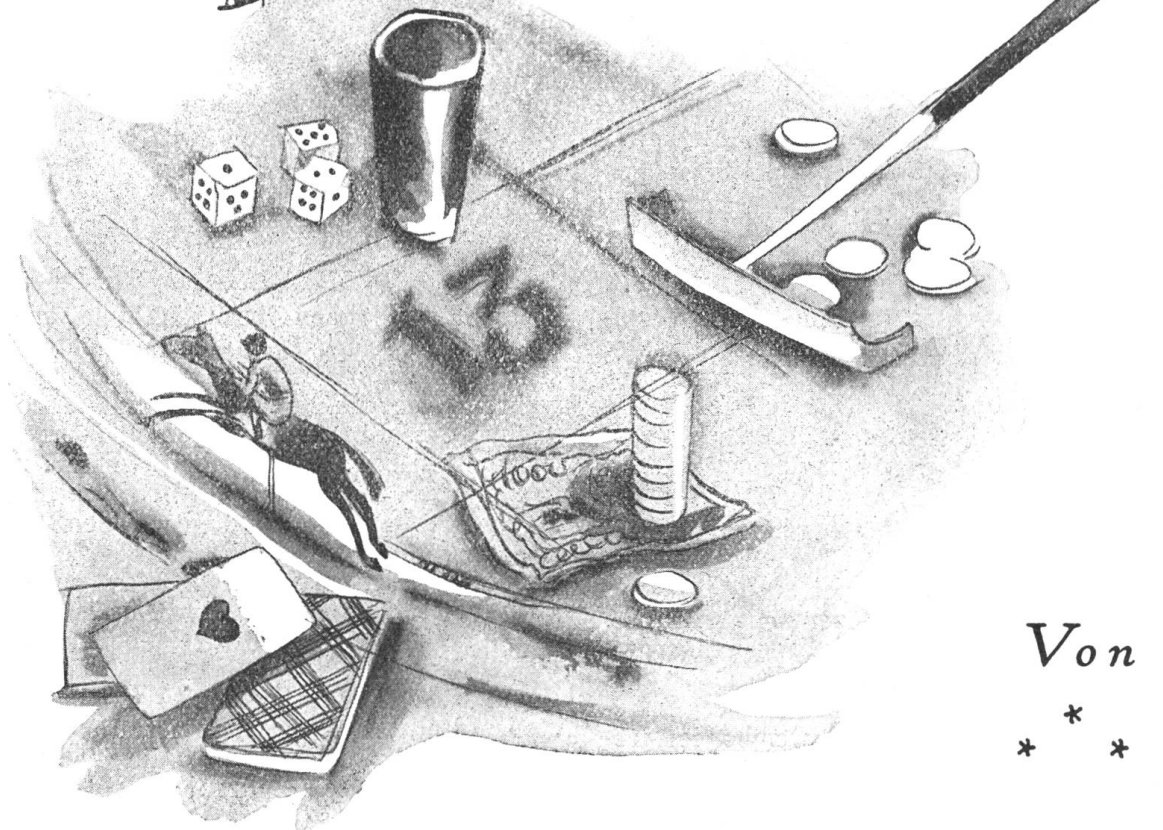
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rien me va plus.



Von

* * *

Illustriert von Hugo Laubi

*«Kinder, die im Stier geboren,
Bleiben stier ihr Leben lang.»*

Letzte Woche habe ich zum erstenmal meinen Vater gesehen, ich habe sogar mit ihm Karten gespielt. Er ist in Zürich Küfermeister und hat Frau und Kinder. Meine Mutter hat mir seine Adresse und seinen Namen vor ein paar Jahren angegeben, und zufällig bin ich nun mit ihm zusammengekommen.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, wenn man seinem eigenen Vater gegenüber-

sitzt und sich doch vollkommen fremd ist. Ich habe gesehen, wie ähnlich ich meinem Vater bin, ich schlage vielmehr ihm nach als meiner Mutter. Er hat die gleiche Nase wie ich. Es lag mir immer auf der Zunge, ihm zu sagen, dass er mein Vater sei. Aber wahrscheinlich hätte er nicht einmal Freude an seinem 37jährigen Sohn. Er hätte auch keinen Grund dazu. Während er heute ein geachteter, fleissiger Mann ist, bin ich eine jener Existenzen, welche in den Zeitungen «lichtscheues Gesindel» genannt werden.

Ich bin ein Spieler.

Wissen Sie, was ein Spieler ist? Ich will Ihnen einen typischen Tag aus meinem Leben beschreiben:

24 Stunden

«Messieurs, faites vos jeux! Les jeux sont faits, rien ne va plus!»

Lautlos hüpfte die Kugel im Kreis herum. Immer langsamer wird ihr Lauf. Schon bleibt sie für den Bruchteil einer Sekunde in einem Loch, um daraus, als hätte sie sich anders besonnen, noch einige Meter weiterzueilen.

«Hoffentlich macht sie bei der sieben halt», denke ich.

Aber da ruft der Croupier schon mit gleichgültiger Stimme: «Le neuf.» Ich hätte den Mann ohrfeigen können. Mein letztes Zweifrankenstück ist zum Teufel. 110 Franken habe ich neuerdings zur Erhaltung des Kursaales beigetragen. Es ist halb 10 Uhr abends, als ich, vollkommen stier, den Kursaal verlasse. Mit «hätt' ich und wär' ich» ist mir nicht geholfen. Geld muss unter allen Umständen noch her, denn ich weiss, im Café ist noch eine Partie 17 und 4 im Gange.

17 und 4 ist mein Vergnügen,

Ich werd mein Geld schon wieder kriegen

lautet ein altes Sprüchlein, das sich bei mir schon viele Male bewährt hat. Was soll ich machen? Eine eklige Situation, wenn ich bedenke, dass ich mit einem einzigen Heier (Fünfliber) imstande wäre, mein verlorenes Geld wieder zurückzugewinnen. Rasch durchgehe ich in Gedanken alle eventuellen Hilfsquellen. Der Laie wird nun sagen, das einfachste wäre doch, ins Bett zu gehen und bis am andern Tag zu warten. Aber der Spieler wird mich begreifen, wenn ich sage, ich

muss alles daran setzen, um heute noch Geld zu bekommen.

Wie ein Engel vom Himmel erscheint mir mein Kumpan Gusti zu oberst in der Spitalgasse.

«Servus Gusti, bist du dick beieinander?»

«Es passiert», entgegnete er mir, «ich habe im 17 und 4 zwei Lappen gewonnen. Ich will dir einen Zwanziger-Lappen pumpen, hoffentlich hast du Masel (Glück) wie ich.»

Im Café ist wirklich noch die ganze Brut beisammen.

Wie gewonnen, so zerronnen!

Der Mappenmüller ist gerade Bankhalter. Mit 5 Franken fange ich an zu setzen und um 11 Uhr, zur Zeit der Polizeistunde, habe ich 95 Franken in der Tasche. Wäre es nicht jammerschade, jetzt ins Bett zu gehen? Wer hat eine sturmfreie Bude? Ein stierer Kadett meldet sich und bietet uns seine Mansarde an, wenn ihm jeder der fünf Spieler pro Stunde zwei Franken «Miete» zahlt.

In der ärmlichen Mansarde sind nur zwei Stühle vorhanden. Zwei setzen sich deshalb aufs Bett, zwei andere auf einen alten Holzkoffer. Eine Woldecke aus dem Bett dient als Spielteppich. Wir spielen «Meine Tante, deine Tante». Um 2 Uhr morgens habe ich beinahe wieder alles verloren, als mir plötzlich Fortuna hold wird. Der Gastgeber ist inzwischen auf seinem Bett eingeschlafen, nachdem er zweimal pünktlich seinen Stundenlohn einkassiert hat. Es ist ganz still im Raum. Rufe wie «Genug», «Noch ein Blatt», «Feuer» sind die ganze Unterhaltung, die wir führen. Um 3 Uhr morgens ist der Glatzen-Hans Stierkämpfer, muss also aufhören.

Wie wir um 6 Uhr zum Frühstück gehen, habe ich über 300 Franken auf mir nebst einem Ring, den ich als Pfand angenommen habe.

Nachmittags 2 Uhr kommen wir wieder im Café zusammen und abends um 7 Uhr bin ich wieder so knochenstier, dass ich froh bin, wenn mir ein Kollege ein Schinkenbrot zum Nachtessen bezahlt. Es geht mir wieder einmal wie in dem Gedicht, das ich an einem solchen Abend gemacht habe :

*Alles Sinnen und Studieren
Hilft mir nichts mehr, ich bin stier.
Hab gespielt « Meine, Deine »
Und zuletzt noch 17, 4.*

*Kinder, die im Stier geboren,
Bleiben stier ihr Leben lang,
Dass auch mir der Spruch soll gelten,
Macht mir wirklich angst und bang.*

*Hätt' ich nur noch Geld zur Revanche,
Doch, wo nehme ich es her,
Mantel, Uhr und Ring versetzt,
Diesmal fällt's mir wirklich schwer.*

Aus der Jugendzeit...

Und so verbring' ich meine kurzen Tage unter Spielern, Zuhältern, Gaunern, kurz unter Tagedieben jeder Art.

Als ich mich mit 10—12 Jahren an den moralischen Lehren von Gotthelf im « Uli der Knecht » begeisterte, ahnte ich auch nicht, dass mir einst ein solches Schicksal beschieden sein würde. Und doch, wenn ich heute mein Leben überblicke, scheint es mir, dass etwas Merkwürdig-Schicksalhaftes darin liegt. Wenn ich mein Leben erzähle, möchte ich damit zeigen, warum alles so gekommen ist, wie es kam.

Schon über meiner frühesten Jugend waltete ein ungünstiger Stern. Meine erste Kindheit verbrachte ich in ärml-

chen Verhältnissen bei meinen Grosseltern in der Stadt. Mein Grossvater war Polizeiwachtmeister. Er starb, als ich erst das zweite Jahr in die Schule ging. So kam es, dass ich mit 8 Jahren zu einem Bauern verkostgeldet wurde. Vor und nach der Schule musste ich tüchtig in Stall und Feld mithelfen.

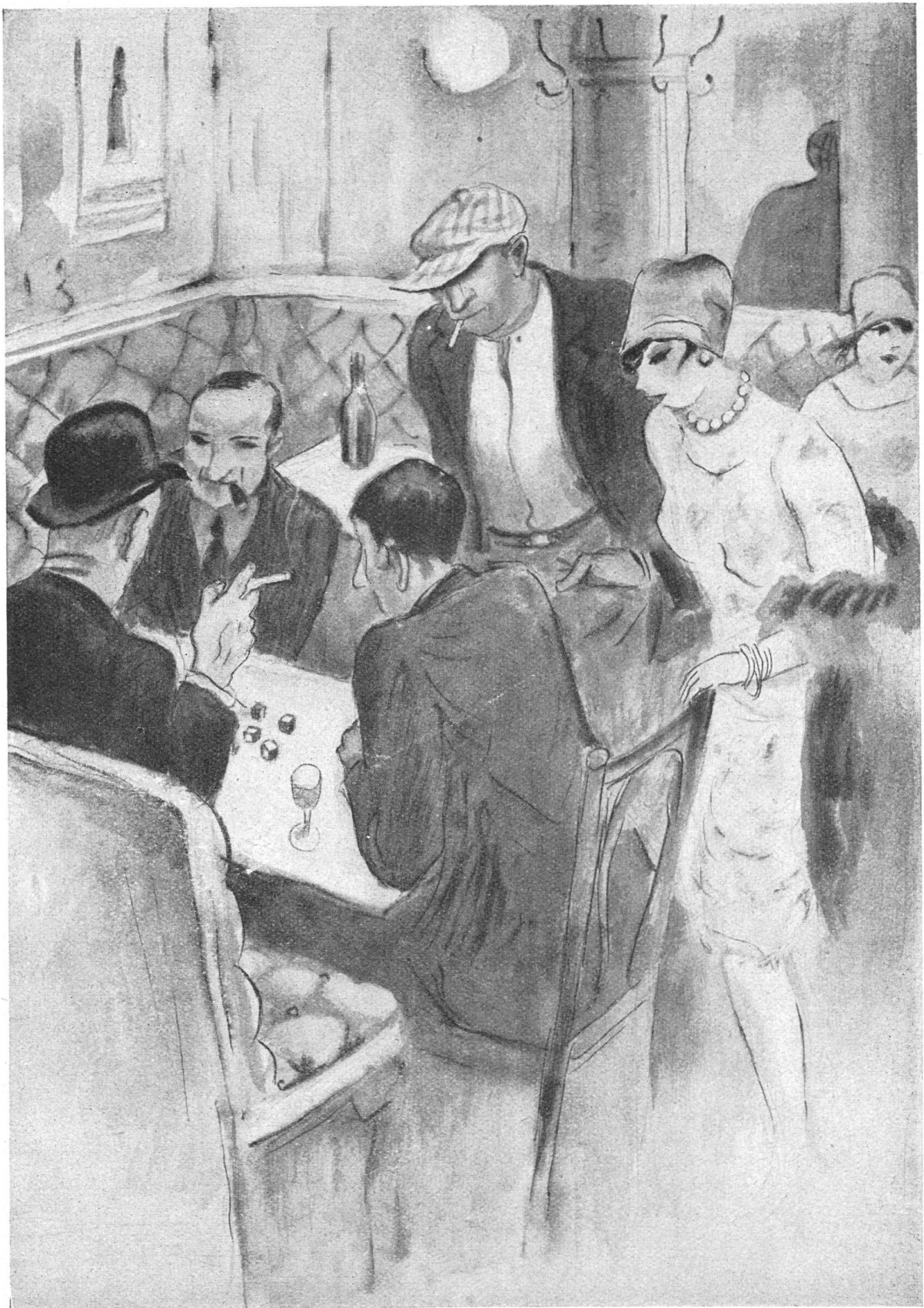
Der Meisterknecht konnte mich von Anfang an nicht leiden. Wegen des kleinsten Vergehens prügelte er mich wie einen Hund. Er war ein launischer Mensch und hat sehr oft, wenn ihm etwas in die Quere kam, seine Wut an mir ausgelassen. Er gehörte der Sekte der Neutäufer an, gegen welche ich seit jener Zeit eine Abneigung habe, die ich bis heute noch nicht überwinden konnte.

Am Neujahr (Geschenktage ist in jener Gegend auch heute noch nicht Weihnachten) bekam ich einen halbleinenen Anzug, in dem ich ganz verloren aussah und wegen dem mich die Schulkameraden ständig auslachten. Eines reichen Bauern Sohn fragte mich, ob ich meinen Grossvater beerbt habe.

Obschon ich es bei meiner Grossmutter nicht rosig hatte, litt ich sehr an Heimweh. Ich kam mir oft so verlassen vor, dass ich weit ins Feld hinauslief, um laut aufzuweinen.

Es ist immer ein hartes Los für einen Knaben, wenn er verkostgeldet wird. Die Bauern, welche Verdingbuben annehmen, wollen ja nur billige Arbeitskräfte. Ich würde deshalb ein gutes Waisenhaus, wie z. B. das in Bern, einem Platz bei einem Bauern bedeutend vorziehen.

Ich weiss, auch andere Knaben sind in ihrer Jugend Verdingbuben gewesen und doch was Rechtes geworden. Ich hätte es vielleicht auch ertragen, ohne Eltern zu



leben, wenn ich nur das Bewusstsein gehabt hätte, wenigstens rechte Eltern zu besitzen. Ich habe aber meinen Vater nie gekannt und meine eigene Mutter hat mich verleugnet. Mein Stiefvater heiratete meine Mutter, als ich zehn Jahre alt war. Er konnte mich nicht leiden und der Mutter selbst war ich als uneheliches Kind im Weg. Sie besuchte mich ein einziges Mal und, so sehr ich mich darauf gefreut hatte, als ich sie sah, sprang ich fort. Ich hatte die Idee, sie komme nur, weil sie sich verpflichtet fühle, mich alle zwei Jahre zu sehen, und das beendete mich über alle Massen. Nur ein einziges Mal sah ich meine Mutter ununterbrochen zwei Stunden lang. Das war, als meine Grossmutter beerdigt wurde.

Der Mutter Segen baut den Kindern Häuser

Ein Mensch, der in geordneten Familienverhältnissen aufgewachsen ist, kann sich gar nicht vorstellen, wie es einem Menschen zumute ist, dem niemand etwas nachfragt. Immer, wenn das Zünglein der Waage meines Schicksals auf der Entscheidung stand, immer dann habe ich versagt. Da, wo andere der Versuchung widerstehen konnten, habe ich nachgegeben. Nicht, weil ich ein besonders schlechter Mensch war, sondern weil im entscheidenden Moment der moralische Rückhalt, welchen die Erinnerung an einen Vater oder an eine Mutter gibt, fehlte. Ich konnte nicht sagen wie andere: « Was würde der Vater, was würde die Mutter denken? » Gerade in solchen entscheidenden Momenten hatte ich immer das Gefühl: « Es hat ja doch alles keinen Wert, was du machst, es kümmert sich doch niemand um dich. »

Auch mein Weg zur Hölle war mit guten Vorsätzen gepflastert. Sie haben mir nicht viel geholfen.

Am liebsten wäre ich den ganzen Tag in der Schule geblieben. Dass ich die Sekundarschule nicht besuchen durfte, hat mir bitter weh getan. Halbe Nächte habe ich deswegen geweint.

Wohl im Leben eines jeden Menschen gibt es verpasste Gelegenheiten. In meinem Leben sind sie besonders häufig. Ich war noch bei meiner Grossmutter in Bern, als eines Tages ein Herr Sulz kam, der freundlich mit mir redete. Er stellte ein kleines Examen mit mir an und frug mich damals Siebenjährigen alles mögliche. Meine Antworten müssen ihm gefallen haben, denn zuletzt frug er mich, ob ich gerne mit ihm kommen und in einem schönen Hause wohnen wolle. Welcher Teufel mich da gestupft hatte, dass ich ihm die Zunge herausstreckte und sogar gegen ihn schlug, weiss ich nicht. Als er nachher fort war, machte mir die Grossmutter heftige Vorwürfe. Erst später habe ich erfahren, was ich damals verscherzte. Der fremde Herr hatte mich schon einige Male gesehen und Interesse an mir genommen. Unter der Hand hatte er sich über meine Familienverhältnisse erkundigt und da er selber kinderlos war, im Sinne, mich zu adoptieren. Da er reich war, hätte sich mein Leben nachher sicher anders gestaltet. Mein späterer sehnlichster Wunsch, höhere Schulen zu besuchen, wäre mir erfüllt worden.

Wenn man dem Teufel den
kleinen Finger gibt...

Nach beendeter Schulzeit hiess es verdienen. In Montreux fand ich eine Stelle als Mädchen für alles in einem kleinen

Hotel. Ich musste eine grüne Schürze tragen und schwarze Hosen, bekam freie Kost und Logis, 25 Franken Lohn und Trinkgeld. Schon nach einem Monat hatte ich 50 Franken erspart. Da fing auch schon mein Verhängnis an. Eines schönen Abends sagte der Kochlehrling zu mir: «Zieh deine schönsten Kleider an, wir gehen in den Kursaal.»

Der Kochlehrling erzählte mir, er habe vor vierzehn Tagen beim Roulettespielen 30 Franken gewonnen.

Ich setzte den ersten Franken, ich wusste nicht recht, hatte ich gewonnen oder verloren. Auf einmal hatte ich zwei Franken. Ich schaute umher, da waren es schon vier Franken. Nochmals liess ich stehen und gewann. Nun wurde ich schon kühner und statt auf Farben setzte ich im letzten Moment einen Franken auf Nr. 7. Ich bekam siebenmal den Einsatz zurück. Nun wollte der Kochlehrling nach Hause, denn es war 11 Uhr. Mich hatte aber bereits die Spielleidenschaft gepackt. Ich spielte weiter und gewann bis halb 12 Uhr 80 Franken. Als ich um 12 Uhr heimging, war der Gewinn auf 12 Franken reduziert. Das war das erste Mal, dass ich richtig spielte, abgesehen von den kindlichen Spielen um Marmeli oder dem Nussbeissen, bei dem Nüsse herausgewürfelt werden. Es blieb vorläufig aber bei diesem einen Kursaalbesuch.

Nach Beendigung der Saison fand ich eine Stelle als Liftier im Grand Hotel Pallanza, ein Hotel, das hauptsächlich von deutschen Hochzeitsreisenden besucht wurde. Jung verheiratete Ehemänner geben immer glänzende Trinkgelder, weil sie vor der jungen Frau nicht schäbig dastehen wollen. Ich führte genau Buch über meine Einnahmen. Mein Durch-

schnittsverdienst betrug ausser Kost und Logis 533 Franken im Monat.

Der Wendepunkt

Dann kam ich nach Genf, und hier trat eine entscheidende Wendung in meinem Leben ein, wie sie bei der Heilsarmee so schön sagen — leider keine Wendung zum Guten. Ich war dort als Liftier angestellt. Gleichzeitig wurde ich zum Servieren angelernt.

Mein eigentlicher Vorgesetzter war der Concierge. Er war ziemlich alt, hiess aber Jung, und zwar war er ein gewester Jung. Eines Abends nahm er mich mit ins Café Etoile. Dort wurde ein Würfelspiel gespielt: Passe-Anglais. Das erste Mal gewann ich 28 Franken und von da an verbrachte ich jede freie Minute in diesem Café. Bald kam ich mit andern Deutschschweizern zusammen und fing an zu bänklen. Vom Hotel schloss sich noch der Oberkellner an, ein Graubündner und ebenfalls ein leidenschaftlicher Spieler. Die Hauptkumpanen waren aber ein Angestellter einer Transportgesellschaft und ein Koch, der Sohn einer Hotelierfamilie vom Oberland. Der Koch verlor in einer Woche seinen ganzen Monatslohn. Sein Vater hörte, er verkehre in schlechter Gesellschaft und kam extra nach Genf, um ihm ins Gewissen zu reden. Daraufhin kam der Koch drei Abende nicht mehr. Am Samstag kam er wieder und verlor 280 Franken. Seine Eltern holten ihn dann schliesslich nach Hause und später hörte ich, er sei nach Amerika geschickt worden. Ob er im Lande des Pokers das Spielen aufgegeben hat?

Ich spielte mit wechselndem Glück. Manchmal gewann ich, aber ich konnte den Gewinn nie halten. Eines Abends



„Wenn ein «Grüner» das Lokal betritt . . .

war ich mit 80 Franken Bargeld mit einem Kollegen in den Kursaal gegangen. Ich setzte zwei Franken und gewann in kurzer Zeit 100 Franken. Diese Note gab ich nun meinem Kollegen und sagte zu ihm: «Höre, gib mir die 100 Franken erst morgen früh wieder.» Dann ging ich ins Variété. In den Pausen spielte ich am

Spielautomat und verlor fünf Franken. Darauf gewann ich 30 Franken, wurde frecher und verlor schliesslich jeden Rappen, den ich bei mir hatte. Ich suchte den andern auf und redete solange auf ihn ein, bis er mir die 100 Franken herausgab und dann verlor ich auch die 100 Franken.

Um 6 Uhr war Tagwacht im Hotel. Wer zu spät kam, musste 50 Rappen Busse bezahlen, im Wiederholungsfalle wurde er entlassen. Ich war nun oft so müde, dass ich stehend einschlief.

Der Weg zur Hölle...

Wie ich mich eines Tages im Spiegel anschaute und sah, wie ich infolge der durchwachten Nächte mager und bleich geworden war, bekam ich Angst. Gleichzeitig waren mir zwei Bücher von Swed Marden und Benjamin Franklin in die Hände gefallen. Ich fasste nun eine Reihe guter Vorsätze. Ich schrieb in Rundschrift an die Wand:

„Sparen“

und darunter

„N. Sp.“

das bedeutete «Nicht spielen», auf ein anderes Plakätchen

„Energisch sein“

Ich kaufte mir zwei Büchsen Biomalz und verbrachte jede freie Minute mit dem Lesen von guten Büchern. Jeden Samstag trug ich das ersparte Geld auf die Bank.

Das war die schönste Zeit meines Lebens. — Sie dauerte drei Wochen.

Als ich mich schon gebessert glaubte und innerlich frohlockte, erschien der Versucher abermals, und zwar diesmal in Gestalt des Oberkellners. Ich war schon

im Bett, da kam er, um mich zu wecken. Das Auto stehe draussen, ich solle mitkommen. Ich weigerte mich. Er lachte mich aus und drohte, wenn ich nicht komme, mache er mir kein gutes Zeugnis. Per Taxi ging's nach *Annemasse*. Am andern Morgen hatte ich 120 Franken verloren, Kopfweh und Moralischen. Ich war böse auf die ganze Welt, auf den lieben Gott und am meisten auf mich selbst.

Jetzt ging das ganze Elend wieder von vorne an. Der Oberkellner hatte meine Listen von der Wand gerissen. Von nun an ging ich jeden Abend wieder aus. Jeden Abend spielten wir, bis Polizeistunde war in den Cafés und nachher wurde die Sitzung in den öffentlichen Häusern fortgesetzt.

In den neun Monaten, während denen ich in Genf war, verspielte ich nicht nur mein Salär, sondern meine ganzen Ersparnisse aus Pallanza. Oft musste ich 200 Franken miteinander auf der Bank holen.

Natürlich hie und da gewann ich. In einer Nacht hatte ich fabelhaftes Glück im *Passe-Anglais*. Ich brachte 6300 Franken heim, mehr Geld, als ich je besessen hatte. Ich beschloss, das Geld sofort zu deponieren. Aber, als ich nach drei Tagen zum Bankschalter ging, war es nicht, um Geld hinzutragen, sondern um von meinem Sparkassenbuch die letzten 500 Franken zu holen.

Das Leben ist seltsamer als
ein Roman

Jetzt riss ich mich zusammen und sagte: «Fort aus diesem Milieu, hier gehst du zugrunde.»

Durch ein Stellenvermittlungsbureau



*... geben sich die «Professionellen»
mit den Zigarren Zeichen ...»*

fand ich eine Stelle in der Nähe von Marseille. Bald musste ich konstatieren, dass ich vom Regen in die Traufe gekommen war. Mit 20 Franken kam ich in S. an. Ich war dort Zimmerkellner. Zuerst ging alles gut, ich hatte selten Gelegenheit zum Spielen. Dafür lernte ich in dieser Zeit Poker, und zwar von einem

Gast, der viel im Hotel Metropole abstieg, einer Madame Kraft. Diese Dame sprach gern mit mir Deutsch. Da es ihr langweilig war, war ich oft bei ihr auf dem Zimmer, um mich mit ihr zu unterhalten.

« Wenn Sie Poker nicht kennen, wissen Sie nicht, was spielen heisst », sagte mir eines Tages Madame Kraft und lehrte mich dieses Glücksspiel. Ich habe sie deswegen später manchmal verflucht. Sie selbst spielte nur zum Vergnügen. Sie war sehr reich und wollte nicht durch mich verdienen.

Dort traf ich einmal einen Franzosen, einen Italiener und einen Griechen, die spielten zusammen Passe-Anglais. Ob schon wir ziemlich hoch setzten, war das Spiel nicht besonders interessant. Ich erwähne diese Episode aus einem andern Grunde, weil sie zu einem sehr merkwürdigen Erlebnis führte. In S. ist eine Kaserne und wo in Frankreich eine Kaserne ist, da ist auch ein Bordell. In diesem Bordell spielten wir. Ich hatte ziemliches Glück und war ganz in die Karten vertieft. Auf einmal geht die Türe auf, ein Mädchen kommt. Ich schaue sie an, schaue sie schärfer an und im gleichen Augenblick wird sie zündrot. Das Mädchen war eine Schulkollegin von mir aus einem Nest im Emmental, fünf Stunden hinter dem Mond. Sie hatte, wie das bei den Bauerntöchtern damals hie und da Sitte war, in Lausanne eine Stelle als Dienstmädchen angenommen, um die Hauswirtschaft zu erlernen. Der Sohn des Hauses hatte sie verführt. Nach Hause hat sie sich nicht mehr getraut und war dann schliesslich von Stufe zu Stufe gesunken, um in einem öffentlichen Hause zu landen. Ihr Kind hatte sie in Pflege gege-

ben und bei jener Engelmacherin war es dann gestorben.

Das Mädchen gab mir einen Blick, ich solle mit ihr hinausgehen. Sie warf sich aufs Bett und weinte zum Steinerweichen und bat mich, sie doch herauszubringen. Dazumal war es für ein Mädchen nicht so einfach, ein solches Haus ohne weiteres zu verlassen, die Polizei hätte sie ja doch wieder aufgegriffen. Mit einem Freunde zusammen schmuggelte ich sie hinaus, indem wir ihr einen Soldatenmantel umlegten. Ich gab ihr Geld, half ihr, eine plausible Geschichte erfinden und hatte die Genugtuung, dass sie wieder nach Hause konnte. Die Eltern wissen jetzt noch nicht, was mit der Tochter passiert ist.

Heute ist das Mädchen verheiratet mit einem Bauernsohn. Er hat 14 Kühe, zwei Pferde und ein Barvermögen von 50,000 Franken. Später, als ich ganz drunten war, ist mir manchmal der Gedanke durch den Kopf gezuckt: « Mit dieser Kenntnis könnte man Geld erpressen. »

Aber lieber jage ich mir eine Kugel durch den Kopf, als dass ich so etwas tue.

Man verändert wohl das Gestirn, aber nicht das Gehirn

Etwas später spielte ich in S. ein zweitesmal Passe-Anglais, und dieses Spiel führte zu meiner Entlassung. Um 6 Uhr sollte ich das Frühstück servieren, um 7 Uhr morgens sass ich noch am Spieltisch.

Der Hotelier jagte mich sofort zum Teufel. In Marseille ging ich um 8 Uhr aufs Placierungsbureau. Wer dem Placieur am meisten schmiert, bekommt die erste Stelle. Ich fand einen Platz in einem Café mit Restaurationsbetrieb. Wir waren unser 24 Kellner. Wir hatten

weder Kost noch Logis, mussten sogar dem Wirt noch zwei Franken pro Tag bezahlen. Dafür machten wir sehr schöne Trinkgelder. Und wenn mir nicht hie und da ein Gast durchgebrannt wäre, hätte ich noch mehr verdient. Das Essen haben wir gestohlen, d. h. die Reste abserviert.

Während der ganzen Zeit habe ich meinen ganzen Verdienst verspielt. Gelegenheit war ja genug da. Unter der internationalen Gesellschaft, die im Hafenviertel verkehrt, fehlt es ja nicht an leidenschaftlichen Spielern. Solche waren vor allem die deutschen Matrosen und die Chinesen.

Eines Abends spielte ich in einer Matrosenkneipe Poker. Es waren an die 15 Personen, Schwarze, Gelbe, Weisse. Auf einmal

gab es Differenzen, einer hatte vier Asse und wollte den Pat schon ziehen, als der Gegenspieler, ein Neger, einen

Royal Flush zeigte. Mein Nachbar, ein Marseillaner, fasste den Schwarzen an der Gurgel. Der Wirt wollte schlichten,



„Das Mädchen war eine Schulkollegin von mir aus dem Emmental . . .“

denn die Wirte sehen es natürlich sehr ungern, wenn die Polizei einschreiten muss. Auch wir andern hatten kein Interesse daran, dass die Polizei kam. Auf einmal nimmt der Neger seinen Partner an der Gurgel, dieser schlägt am Tisch auf. Ich bekam Angst, trotzdem ich nicht beteiligt war und wollte mich mit einem andern drücken. Da vertrat uns aber der Wirt den Weg und rief: «Halt, kein Mensch darf das Lokal verlassen!»

Sechs Polizisten kamen und nahmen das Protokoll auf. Dann erschien auch der Arzt und stellte fest, dass der Mann tot war; er hatte an der Tischkante den Schädel eingeschlagen.

Für mich hatte die Sache weiter keine Folgen, als dass ich mit 50 Franken gebüsst wurde wegen Spielens und auf die Liste der Spieler kam.

Ich gab dann meine Stelle auf und kam in ein Hotel mit 36 Zimmern. Jeden sechsten Tag hatte ich Nachtwache. Gegenüber dem Hotel war ein Café mit einem Geldautomaten. Wenn der Zeiger auf einem bestimmten Punkt anlangt, dass man zum Abdrücken des Hebels den richtigen Moment trifft, kommen 20 Franken heraus. Ich glaubte, den Trick herausgefunden zu haben, schloss das Haus um 12 Uhr zu und ging ins Café spielen. Ich habe mit solcher Leidenschaft gespielt, dass ich alles andere vergass. Schon dreimal hatte ich die 20 Franken herausgeholt. Ich spielte bis 3 Uhr morgens, das Hotel habe ich sein lassen. Morgens um 6 Uhr kam der Patron und zahlte mich wutschnaubend aus.

Wieder stand ich im Vorraum des Placierungsbureaus. Diesmal nahm ich eine Stelle an auf ein Schiff nach Stambul. Die erste Reise musste ich als Kochsmaat, die zweite als Kellner in Uniform machen. Ich spielte nur noch selten, alles ging wieder gut. Ich kam dann nach Frankreich zurück an einen Badeort. Dort arbeitete ich längere Zeit als Cafékellner in einem erstklassigen Lokal. Das Spiel hatte ich vollständig aufgegeben, mein Schicksal schien sich endlich gewendet zu haben. Am gleichen Ort arbeitete ein Oberkellner, ein gebürtiger Basler, der mich gut leiden mochte und mir für die Sommersaison eine glänzende Stelle als Chef de Rang in ein gutes Haus nach dem Süden verschaffte. Bis jetzt hatte ich nur noch als erster Commis gearbeitet. Die in Aussicht stehende Stelle, für die ich einen vom Direktor un-

terschiedenen Vertrag in der Tasche hatte, wäre also ein schöner Schritt weiter gewesen in meiner Karriere. Mit einem Zeugnis als Chef de Rang dieses bekannten Hauses wären mir in ganz Europa alle, auch die feinsten Häuser, offengestanden.

Das letzte Frackhemd

Einen Monat hatte ich noch Zeit, bis ich eintreten sollte. An einem Freitag (es war schon vor dem Kriege Gesetz in Frankreich, dass alle Hotel- und Restaurantangestellten alle Wochen 24 Stunden frei haben) wurde ich auch mit einigen Spielern bekannt, die eifrig dem Hasardspiel oblagen.

Als Spielernatur musste ich natürlich mitmachen. Erst an einem Abend und später auch an einem Freitag habe ich beim Spielen geholfen. Bald war ich einer der eifrigsten und dachte Tag und Nacht nichts anderes mehr als nur noch an das Spiel. Selbst des Nachts träumte ich davon, sah überall nur noch Spielkarten. Es ist kaum glaublich, dass ein Mensch auf diese Art vom Spielteufel erfasst werden kann, wie es bei mir wieder der Fall war. Einige Male habe ich eine schöne Summe gewonnen. Acht Tage vor dem Termin, an welchem ich meine neue Stelle als Chef de Rang hätte antreten sollen, verliess ich meinen Posten (in Frankreich gibt es keine Kündigungsfrist) von einem Tag auf den andern.

Ich hatte nun Musse genug, um zu spielen, was ich dann auch sehr ausgiebig tat. Bald hatte ich den früheren Gewinn wieder verloren. Nach einer besonders pechreichen Nacht — wir haben oft ganze Nächte hindurch gespielt — war ich bereits so weit, dass mir noch knapp einige Franken blieben. Es war drei Tage vor Stellenantritt. Ich versetzte einen Ring und die Uhr, um weiterspielen zu können. Das Glück hatte mich aber ganz verlassen. Statt dass ich etwas zurückgewonnen hätte, verlor ich immer mehr, so dass schliesslich noch ein Anzug dem Ring und der Uhr folgte. Ich hoffte stets, dass ich bei einem grösseren Gewinn die Sachen schon wieder werde einlösen können. Das so sehnlichst erwartete Glück wollte aber nicht kommen, immer mehr verlor ich, so dass ich schliesslich auch noch zwei Frackanzüge, Wäsche und zuletzt auch noch meine beiden Koffer versetzte.

«Wenn ich jetzt nicht gewinne», so dachte ich mir, «so ist mir jede Möglichkeit genommen, dass ich überhaupt als Kellner eine Stelle antreten kann.»

Ich setzte alles auf eine Karte und — verlor. Mit ohnmächtiger Wut bin ich dem Meer nach gelaufen in bitteren Selbstvorwürfen: «Bin ich denn eigentlich ganz von allen guten Geistern verlassen, dass ich so etwas tun konnte?»

So sagte ich mir. Einen ganzen Monat lang habe ich mich auf meine neue Stelle gefreut und schon Pläne geschmiedet, was ich nach Saisonschluss anfangen wolle. Ist es denn wirklich möglich, dass ein Mensch sich so blödsinnig seine Karriere zerstören kann wie ich!

Ich machte alle Anstrengungen, um Geld aufzutreiben und die versetzten Effekten wieder einzulösen.

Der Tag, an dem ich meine Stelle hätte antreten sollen, war gekommen. Ich hatte kein Geld zur Reise, geschweige denn die Summe, um wenigstens die Frackanzüge und Wäsche, das unbedingt Nötige, auszulösen. Das Schweizer Konsulat machte sich erbötig, mir die Reise zu bezahlen, mehr könnten sie auch nicht tun, sagte man mir. Meine Kollegen, die wussten, dass ich mein Geld verspielt hatte, wollten mir begreiflicherweise auch nichts geben. Anstatt nun als wohlbezahlter Chef meines Amtes zu walten, musste ich noch froh sein, eine Woche darauf als Casserolier in einem kleinen Haus eine schlechtbezahlte Stelle zu finden. Bergab geht es gewöhnlich rasch, bis ich aber wieder oben war, musste ich die niedrigsten Arbeiten verrichten.

Le jeu macabre

Inzwischen war der Weltkrieg ausgebrochen. Ich musste die Rekrutenschule machen und kam unmittelbar nachher auf Grenzwache. Dann wurde ich krank, kam von einem Spital zum andern und schliesslich auf Verordnung des Militärarztes nach Ambri-Piotta. Die Militärversicherung zahlte zuerst 90 Rappen im Tag, dann Fr. 1.10, Fr. 1.80 Fr. 3.25, Fr. 5.25 und schliesslich Fr. 8.35 pro Tag.

Wir hatten also alle viel Geld und viel Zeit; war es da nicht selbstverständlich, dass wir nach Herzenslust spielten! Jeden Tag war ärztliche Visite. Hatte man zugehört, wurde der Ausgang verlängert. Wir hatten bald herausgefunden, dass es das Gewicht erhöht, wenn man Wasser trinkt und praktizierten diesen Trick so oft wie möglich.

Mit den Liegekuren wurde es nicht beson-

ders genau genommen. In Zimmer 42 haben wir beide Fenster mit Wolldecken verhängt und ganze Nächte lang gespielt. Die beiden leidenschaftlichsten Spieler waren zwei Schwerkranke, ein Basellandschäftler und ein Berner. Der eine hatte schon den Totenschein im Sack, als der andere plötzlich einen Blutsturz bekam. Der Arzt liess den Angehörigen beider telephonieren und sagte zur Schwester: «Geben Sie den beiden noch zu essen, was sie wollen», und zu uns: «Geht hinein und vertreibt Ihnen noch die Zeit, es dauert nicht mehr lange.»

Lungenkranke sind kurz vor dem Tode immer in gehobener Stimmung. Die zwei lachten deshalb, dass es schallte und erzählten uns Anekdoten. Plötzlich schlug der Berner vor, folgende Wette zu machen: «Jeder von uns zwei Todeskandidaten legt fünf Franken aufs Nachttischchen. Wer zuerst stirbt, verliert. Der Ueberlebende darf mit den andern zusammen das Geld ver-saufen.»

Der Berner starb nachmittags um 4 Uhr, verlor also die fünf Franken. Aber bevor noch das Gelage abgehalten war, starb auch der andere, nämlich um 5 Uhr, und sein eigener Fünfliber lag noch auf dem Nachttischchen.

So haben beide verloren. Der Korporal hat dann das Geld in Verwahrung genommen, und später, bei der Ueberführung der Leiche, ist es vertrunken worden.

Da die zwei zu Hause militärisch bestattet wurden, mussten die Särge zur Station geführt werden. Wir luden sie auf einen Schlitten, sassen drauf und fuhren mit Hallo hinunter. Beim Rank überschlug sich der Schlitten, die beiden Särge fielen in den Schnee, und wir mussten sie frisch aufladen. Die beiden Toten wurden dann verwechselt, der protestantische Berner wurde katholisch und der katholische Basler protestantisch beerdigt.

Eine unendliche Zeit habe ich in Sanatorien und Spitälern verbracht. Schliesslich wurde ich wieder einmal untersucht, definitiv entlassen, aber als 20 % arbeitsunfähig erklärt. Ich hätte eine kleine Rente bekommen, zu wenig zum Leben und zuviel zum Sterben. Ich beschloss deshalb, bei der Militärversicherung eine Abfindungssumme von 7000 Franken zu erreichen. Rein pro forma verlangte ich deshalb 14,000 Franken, denn ich dachte: «Mehr als die Hälfte, von dem was du verlangst, zahlen sie auf keinen Fall.»

Nach 14 Tagen erhielt ich einen Chargé-brief, worin stand, dass mir die Militärversicherung maximal 10,000 Franken zahlen könne. So war ich über Nacht ein reicher Mann geworden. Innert drei Stunden war ich wie verwandelt: neue Kleider, Wäsche, Schuhe, Ueberzieher hatten aus meiner schäbigen Erscheinung einen Gentleman gemacht. Dafür war ich um 2000 Franken ärmer geworden.

Die Schicksalsprobe

«Jetzt kommt alles darauf an, dass du mit dem Geld etwas Rechtes anfängst», sagte ich mir. «Du bist krank, du bist sowieso nicht voll leistungsfähig, also heisst es, dieses Kapital hüten wie deinen Augapfel.»

Aber ich hatte nicht mit meinem Charakter und nicht mit den Aasgeiern gerechnet, die in solchen Fällen nur darauf warten, sich auf die Beute zu stürzen. Die alten Spieler im Stammcafé hatten nur auf mich gewartet. Unter ihnen war einer, elegant angezogen, mit Brillanten an den Fingern, ein Professioneller. Er warf sich sofort auf mich. Wir fuhren zusammen nach Genf und schon in Lausanne musste ich am Bahnhofbuffet 500 Franken wechseln lassen, nur damit ich 200 Franken Spielschulden zahlen konnte.

An allen Ecken und Enden passten sie mir auf, die grossen Kanonen, die die Asse von der Rückseite her kannten. Es vergingen nicht acht Tage, so waren aus meinen 10,000 Franken 6000 geworden.

Nun nahm ich einen neuen Anlauf. Ich war während des Krieges einmal auf Strickwaren gereist. Ich kaufte mir nun in Wien einen Posten solcher Artikel, stellte einen Reisenden an, den ich von früher her kannte und hoffte, auf diese Weise Geschäfte zu machen.

Um meine lange Sache kurz zu machen: Der Reisende verkaufte die Muster, brachte fingierte Bestellungen, und als ich schliesslich liquidierte, besass ich noch 3000 Franken.

Während dieser ganzen Zeit, d. h. seit meiner Entlassung aus dem Sanatorium, war ich Abstinenter. Eine Krankenschwester hatte mir einmal gesagt: «Sie haben Anlagen, Alkoholiker zu werden. Ich bitte Sie herzlich, treten Sie doch in einen Blaukreuzverein ein.»

Ich antwortete ihr: «Luegid Schwöschter, unterschreibe möcht i nöd, aber i chönnt

Eu verspreche, es Jahr lang nüt meh z'trinke.»

Sie nahm mich beim Wort und ich habe das Wort gehalten. Auf den Alkohol konnte ich verzichten, nicht aber auf das Spiel.

Nach meinem geschäftlichen Fiasko hatte ich noch den letzten Halt verloren. Jetzt gingen die Nachtpartien wieder los. Die andern Spieler glaubten, ich hätte noch mehr Geld und liefen mir überall hin nach, um mich einzuladen. Während dieser Zeit kam ich ganz in das Spielermilieu hinein, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt.

Die Versuchung lauerte an allen Ecken und Enden. Es ist eben durchaus nicht so, dass nur in verborgenen Hinterstuben gespielt wird, sondern zum Teil treffen sich die Spieler in den angesehensten Cafés.

Getrunken wird während des Spiels nicht viel, denn wenn einer betrunken ist, verliert er sowieso, und dann gibt es immer Streit. Mit der Polizei hatte ich wegen des Spielens nur ein einziges Mal Schwierigkeiten. Eine Nachtpartie auf dem Kirchenfeld wurde durch die Polizei ausgehoben. Wir mussten alle auf den Posten und wurden dann mit 50 Franken gebüsst. Derjenige, dem das Zimmer gehörte, ein Buchhändler, konnte während des Verhörs noch ein Geschäft machen, indem er dem Polizisten noch ein Lexikon anhängte.

Die leidenschaftlichsten Spieler sind aber durchaus nicht die Städter, sondern meistens die Bauern. Während dem Märit, wenn die Viehhändler und Bauern nach Bern kommen, dann geht es im «Affechaste», im «Bahnwage» und im Hinterstübli hoch her.

Ein Spieler hat kein Herz

Viel gespielt wird im Kanton Bern zwischen Weihnacht und Neujahr. Der Wirt stellt manchmal ein Laffli zur Verfügung, wer gewinnt, nimmt das Stück.

In einer solchen Neujahrswoche kam ein Knechtlein nach Bern, welcher sich dort ein paar lustige Tage machen wollte. Er hatte 250 Franken zusammengespart. Es wurde gebetelt um Fr. 1.50. Er half wacker mit, man schenkte ihm immer mehr ein, so dass er schliesslich ganz verwirrt wurde. Auf einmal macht einer den Vorschlag, er könne sich vom Verlust ja gar nicht mehr erholen, man wolle jetzt um 3 Franken spielen.

Um 6 Uhr morgens, als eine Flasche Wein bezahlt werden musste, reichte es dem armen Knechtlein nicht mehr, seinen Beitrag von 3 Franken dazuzugeben.

Er hatte noch Fr. 1.40 im Sack und diese Fr. 1.40 wurden ihm rücksichtslos abgefordert. Er fing nun an zu plärren, er könne ja nicht einmal mehr das Tram bis nach Bolligen nehmen, aber die anwesenden Spieler waren unerbittlich. Wenn man in Monte Carlo ein paar Tausend Franken verloren hat, zahlt einem die Verwaltung wenigstens die Heimreise 2. Klasse. Die Spieler bei uns zahlen dem Opfer nicht einmal das Tram-billet.

Ein anderes Mal war ich dabei, wie ein junger Handwerksgehilfe 300 Franken verloren hat. Er fing an zu weinen und bat, ihm doch um Himmelswillen das Geld zurückzugeben, es gehöre nicht ihm. Er wurde nur ausgelacht. Um 6 Uhr morgens war das Spiel fertig, um 7 Uhr hat er sich erhängt.

Selbstverständlich, fast jeder, der viel spielt, wird mit der Zeit zum Falschspieler. Die Berufsspieler betrügen fast durchwegs, denn keiner kann auf die Länge nur vom Spiel leben. Der ehrliche Spieler ist natürlich verloren, wenn er mit Berufsspielern zusammenkommt. Gewöhnlich spielen zwei zusammen. Einer hat dann gute Karten. Wenn er auch seinen Partner hinunterwerfen könnte, so schon er ihn. Natürlich wird streng geheimgehalten, dass die zwei zusammenspielen. Sie geben sich Zeichen, die man nicht achtet. Zum Beispiel eine Zigarre im Mund bedeutet: Ich habe das Ass. Oder zwei hervorgestreckte Finger: Ich habe zwei Trümpfe. Alles bedeutet etwas, wie man die Hand hinhält, wie man den Ellbogen stützt. Nachher machen die, welche zusammengespielt haben, die Kippe, d. h. sie teilen den Gewinn unter sich.

Corriger la fortune

In Thun waren zwei Brüder mit blauen Blusen. Das waren zwei raffinierte Falschspieler. Sie stellten sich sehr dumm und taten oft, als ob sie betrunken wären, um die Bauern zu möglichst hohen Einsätzen herauszufordern. Aber sie passten auf wie die Häftlimacher. Sie konnten die Karten so zusammenstellen und abheben, dass sie unbedingt gewinnen mussten.

Beim Mischeln plaudert der, der die Karten gibt, in einem fort auf die andern ein, um diese abzulenken, so dass er die Karten berechnen kann, während er sie zählt. Beim Ablupfen macht er den Hohldruck. Er biegt eine bestimmte Karte etwas um, beim Abheben bleiben dann die Karten im allgemeinen gerade dort hängen, wo er will.

Reüssiert der Trick nicht, so versucht er, die Karten nachher zu korrigieren.

Oder aber, beim 17 und 4 werden die wichtigsten Karten, die Asse und die Zehner, gezinkt, d. h. mit einer feinen Nadelspitze geritzt. Der Falschspieler, der Finger-spitzengefühl hat, kann nun beim Austeilen diese Karten von der Rückseite her erkennen.

Es gibt auch Berufsspieler, welche die Karten infolge unglaublicher Uebung schon nach ganz kurzer Zeit an dem Verlauf der Lineatur auf der Rückseite erkennen. Dadurch, dass sie genau aufpassen, wie die Linien den Kartenrand schneiden, können sie die wichtigsten Karten erkennen, wie wenn sie offen daliegen würden.

Oder aber man spielt mit geladenem Besen, d. h. mit vorher präparierten Karten. Beim Spielen ist es üblich, von Zeit zu Zeit ein neues Kartenspiel zu verlangen. Dieses neue Kartenspiel wird nun im letzten Moment gegen einen geladenen Besen ausgetauscht.

Alle diese Tricks habe ich mit der Zeit auch erlernt, und was ich noch nicht wusste, habe ich später in der Strafanstalt gelernt.

Die meisten Berufsspieler in der Schweiz haben zum Schein noch einen Nebenberuf, irgendeine Vertretung. Sehr viele sind Zuhälter, damit sie, wenn es fehl geht, noch eine Erwerbsquelle haben. Nicht selten sind sie mit der Prostituierten verheiratet, damit ihnen die Polizei keine Schwierigkeiten machen kann.

Je nachdem, wo das Mädchen verkehrt, verkehren sie auch in den besten Hotels oder in einfachen Wirtschaften. Diese Leute haben immer ein freundliches Aeusseres. Aber sie sind rücksichtslos und brutal. Beim kleinsten Streit schlagen sie dem Gegner die Faust ins Gesicht, aber nur, wenn keine Zuschauer da sind. « Aufsehen vermeiden », ist ihr Motto. Diese Berufsmässigen spielen sehr oft untereinander, aber meistens nur, um Drittpersonen herbeizulocken.

Das Ende mit Schrecken

In diesem Milieu ging mein Geld immer mehr zur Neige. Auf der Bank lagen noch 500 Franken, zu Hause ein leeres Checkbuch.

Eines Tages fuhr ich nach Luzern, da ich gehört hatte, dort sei ein hohes Spiel im Gang. Ich spielte die ganze Nacht und gewann 3000 Franken. Ein Viehhändler aus dem Kanton Luzern verlor 4800 Franken.

Aber auch dieser Gewinn ging bald wieder fort, und auf einmal war von meinem Konto von 10,000 Franken das Checkbuch das einzige, was ich noch besass. Ich füllte nun einen Eigencheck von Fr. 50 aus und ging damit an die Kasse der Kantonalbank. Der Kassier, der mich kannte, zahlte mir die 50 Franken ohne weiteres aus. Am nächsten Tag kam die Mitteilung der Kantonalbank, ich hätte nur noch Fr. 4.60 Zinsen zu gut gehabt und ich möchte die 50 Franken wieder zurückzahlen.

Ich ging nun zum Betreibungsbeamten und bat ihn, er solle mir eine Frist gewähren. Er wollte nicht darauf eingehen, zeigte mir ein Pult voll Verlustscheine und meinte, es komme nun nicht darauf an, ob einer mehr oder weniger sei. «Auch gut», dachte ich, «du kannst von mir auch einen haben.»

Ich besass noch ein Velo und eine goldene Uhr. Davon sagte ich dem Beamten aber nichts.

Kurz, die Sache kam aus, und es kam, wie es kommen musste, ich wurde verurteilt.

Im Morgenrot der Reformation

Was macht man, wenn man mit ein paar Franken aus dem Zuchthaus entlassen wird? Das einzige, was einem übrig bleibt: Man ergreift den Beruf, für den keine Empfehlungen notwendig sind, man wird Provisionsreisender. Und als solcher schlug ich mich schlecht und recht, aber mehr schlecht als recht, die nächsten Jahre durch. Nach vielen Bemühungen hatte ich einen Posten als Reisender in Damenwäsche erhalten, der mir ein ordentliches Auskommen verschaffte. Da traf ich einen Kollegen an, den ich aus der Strafanstalt her kannte, der für ein religiöses protestantisches Werk reiste: Im Morgenrot der Reformation.

Wir fuhren zusammen nach Interlaken. Ich machte dort in den Hotels und Wirtschaften gute Geschäfte, und auch mein

Kollege verkaufte am ersten Tag vier Bücher. Am Abend kamen die Karten an die Reihe. Ich verlor 30 Franken. Am nächsten Abend beteiligte sich ein dritter Reisender am Spiel und neuerdings gingen 45 Franken flöten. Unvorsichtigerweise hatte ich nicht einmal das Nachtessen und das Zimmer bezahlt.

Als ich kein Geld mehr hatte, spielten die andern weiter. Es zuckte mir in allen Fingern beim Zusehen. Es war halb 10 Uhr, als ich dem Zimmermädchen für 50 Franken Wäsche verkaufte, und zwar 50 Prozent unter dem Preis, nur damit ich weiterspielen konnte. Die ganze Nacht tat ich kein Auge zu und schwor mir, nie mehr eine Karte anzurühren. Am andern Tag arbeitete ich tüchtig und verdiente ordentlich, so dass das Defizit zum grössten Teil gedeckt war.

Um es gleich zu sagen: Am Abend habe ich wieder gespielt und wieder verloren und noch den Rest der Muster zu Geld gemacht.

Schlussakt: 4 Monate Korrekthaus wegen Unterschlagung und Zechprellerei.

Ich wurde flüchtig. Niemand, der das nicht durchgemacht hat, weiss, was es bedeutet, sich vor der Polizei versteckt zu halten. Ich getraute mich nicht einmal, in einem Hotel zu logieren. Selbst, wenn ich durch Gelegenheitsarbeit einige Franken erhascht hatte, musste ich oft bei bitterer Kälte im Freien schlafen. Während dieser Zeit, als ich mich in Zürich versteckt hielt, schrieb ich meine Memoiren, ursprünglich mehr aus finanzieller Not als aus innerem Drang.

Kurz darauf wurde ich in einer Wirtschaft verhaftet.

* * *

Seitdem ist es mehr als ein halbes Jahr her, dass ich entlassen bin. Unterdessen hat meine Lunge wieder zu spuken angefangen. Das ist mir beinahe ein Trost.

Rien ne va plus!

